

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Montag, 26. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Unhaltbare Zustände waren das.

Virginia, die sich zu allem anderen auch noch maßlos langweilte in ihrer Ehe, dachte oft an die Zeit mit Thomas Rouff. Es tat ihr besonders wohl, sich Thomas' Bewunderung in das Gedächtnis zurückzurufen. Jerry beachtete sie überhaupt nicht, und die Verehrer, die ihr in der ersten Zeit den Nimbus der umschwärmten Frau gegeben hatten, waren längst in alle Winde zerflattert. Ganz allmählich begann Virginia sich als mißverständene Frau zu fühlen, ein Vorgang, der sich in ihrem Kopf ungefähr zu dem Satz formulierte: So jung, so schön und so verlassen. Sie war indessen weit entfernt, darunter zu leiden. Sie schuf sich dadurch eine neue interessante Atmosphäre, wobei sie sich völlig zufrieden fühlte. Sie besuchte die Fünf-Uhr-Tees, die Premieren und Konzerte, trieb einen gedankenlosen Aufwand und sonnte sich in der Vorstellung, daß jemand fragen würde: Wer ist diese schöne, blonde, einsame Frau? Sie verlangte, daß jeder sie kenne. Jeder wußte, das ist Frau Kerckhoven, die Tochter von dem reichen Linker, Sie wissen doch — damals mit Thomas Rouff.

So kehrten Virginias Gedanken oft zu Rouff zurück. Nicht aus Liebe oder Sehnsucht. Auch hier waren nur Äußerlichkeiten maßgebend. Rouff hatte sie bewundert, hatte nur Augen für sie gehabt, hatte alles, was sie tat, gefunden. Und dabei war Thomas Rouff ein richtiger Mann gewesen.

Ferry! Bah! Virginia schob die Lippen vor. Sie hatte keinerlei Achtung vor ihm. Was sollte sie mit einem solchen Mann? Man müßte sich scheiden lassen. Wenn Papa sich nur nicht so anstellen würde. Er tat wahrhaftig, als würde das die erste Scheidung überhaupt sein und die Welt darüber stillestehen. Mit wem konnte man über die Geschichte einmal ruhig sprechen? Die Freundinnen — nein, die würden nur innerlich schadenfroh sein. Der einzige, wirklich der einzige Mensch, mit dem man reden konnte, war Rouff. Er nahm ernst, was man sagte, er würde raten. Und wie er staunen würde — jetzt, wo sie eine verheiratete Frau war, eine erfahrene Frau. Wo sie so viele neue Sachen hatte, die Rouff nie gesehen hatte. Die großen Ohringe zum Beispiel, mit den Aquamarinen und den Ring — und —

Virginia verlor sich ganz in Vorstellungen. Sie sah sich eintreten, in der Halle warten. Rouff würde die große Treppe herabsteigen, ihr entgegen. Er war bewegt, gerührt. Seine Stimme bebte. Vielleicht — gewiß sogar, würde er sie in die Arme ziehen, überwältigt von ihrem Anblick, von der Erinnerung. Und dann — nun, dann war alles in bester Ordnung. Jerry konnte man schon los werden, und Papa hatte seine Ruhe. So sollte es sein.

In wenigen Tagen schon war Virginia diese Lösung ganz geläufig. Rouff würde glücklich sein, daß sie endlich den Wege zu ihm fände. Gewiß hatte er sie längst erwartet, sich gegrämt und sich in Sehnsucht nach ihr verzehrt. Er sollte ruhig noch etwas warten. Es war gut, wenn man Männer nicht verwöhnte. Auch, wenn es sich um so sichere Verehrer handelte, wie Thomas

Der Diener Alexander machte Pläne. Nun, wo bei Herrn Rouff alles wieder in bester Ordnung war, dachte er an seine Zukunft. Es war ihm klar, daß er nicht ewig Diener bleiben könne. Ein vorübergehender Zustand, den es zu überwinden galt, war das. Und zu überwinden galt es auch die Unfähigkeit, sich endgültig aufzuraffen und kurz entschlossen den Sprung zu wagen. Allerdings, ein Sprung nach oben war schwer, man mußte eine Hilfe haben, und die gab es nun für Alexander.

Julian Arden, der wieder in Paris war, hatte geschrieben. Es war da etwas, wie geschaffen für Alexander. Eine gute Sache. Alexander sollte mit Herrn Rouff sprechen und dann sobald wie möglich kommen. Alexander schob dieses „mit Herrn Rouff sprechen“ von Tag zu Tag auf. Er wartete auf etwas. Und das hing mit Frau Donovan zusammen.

Alexander dachte mit ehrlicher Betrübnis daran, Rouff verlassen zu müssen. Und er dachte dabei: Mein Freund.

Wenn er ging — niemand würde ihn vermissen. Auch Rouff nicht. Der hatte Gilda Donovan.

War das so sicher?

Wenn er, Alexander, in Paris war, so war er nicht mehr Diener. Und wenn er nicht mehr Diener war, so hatte er das Recht —

Mein Gott, auf was für irrsinnige Gedanken man kam.

Alexander pff! sehr laut und sehr falsch.

Und Gilda wartete.

Sie wartete auf Thomas.

Auf das, was er ihr sagen würde.

Dann begann das Leben.

Aber sie wartete vergebens. Thomas kam wohl, um mit ihr im blühenden Garten zu sitzen. Aber dann schien es, als vergäße er sein Vorhaben und unterhielt sich von belanglosen Dingen.

Geschah es einmal, daß er mehr sagte, so brach er meist hastig auf, als bereue er es. Thomas war ärgerlich über sich. Er glaubte, kein Recht auf Gilda zu haben. Und Gilda dachte beständig, daß Rouff Virginia wohl nie vergessen könne. Sie gab sich Mühe, ihn nie etwas anderes als Freundschaft empfinden zu lassen. Thomas aber bekam langsam die Überzeugung, daß er sich geirrt haben müsse, als er damals zu wissen meinte, daß Gilda ihn liebe.

Arden schrieb an Thomas: „Sollte ich mich so in Alexander getäuscht haben? Es scheint ihm nichts daran zu liegen, sein Leben günstig zu verändern.“ Auf diese Weise erst erfuhr Thomas von dem Vorschlag, den Julian gemacht hatte. So wurde beschlossen, daß Alexander im September seinen Dienst aufgeben und nach Paris fahren solle. Arden hatte diesen Zeitpunkt als günstig bezeichnet. Alexander konnte sich in Ruhe auf den großen Umschwung vorbereiten.

Es wurde Sommer. Eine wahrhaft tropische Hitze lastete über der Stadt. In Gildas englischem Staudengarten blühten Phlox und Rittersporn, Feuerlilien und Campanula. Bei Thomas dufteten tausend Rosen. Schwer und müde machte die träge Wärme. Und nach-

deutlich. Da dachte Gilda traurig und ohne Hoffnung, daß sie Thomas' Anwesenheit, seinen Anblick nicht länger ertragen könne und ging kurz entschlossen auf Reisen.

Thomas zeigte zunächst ein Erstaunen, wie es nur kleine Kinder und Männer äußern können. So wenig lag Gilda an seiner Gegenwart. Sie ließ ihn allein. Sie wollte ihn nicht. Nein, das war ganz klar, sie wollte ihn nicht.

Thomas schämte sich. Es geschah ihm recht, daß eine Frau wie Gilda Donovan nicht mit ihm zusammen sein wollte. Ein unangenehmes Gefühl war das.

Oder ein trauriges — oder —

Zum Teufel mit allen Gefühlen.

Das war die Zeit, in welcher der schottische Terrier Pepper seinen Einzug hielt. Dieser neue Hausgenosse war zwar nicht imstande, alle seelischen Nöte zu bannen, aber er wußte seine Leute in Atem zu halten. Er beschäftigte sich auf allerlei nützliche Weise. Grub die Beete im Garten um, jagte die Ameisen vom Rasen, suchte die Füllung der Daunendecken näher zu ergründen und war den Nachbarn ein Ärgernis. Er war eine einfache Natur, die sich noch herzlich freuen konnte über alles Unheil, das sie anrichtete. Und so wurde Pepper zum Trost für Thomas. Er hatte gerade sein Gewissen um eine neue furchtbare Tat beschwert, als Rouff sich entschied, Gilda nachzufahren.

Die Überraschung war allseitig.

Für Gilda. Für Thomas. Und für Julian Arden. Ja, Julian Arden war da. Mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der jahrelange, verbürgte Rechte hat. Ihm waren quälende Gedanken und langes Überlegen fremd. Eines schönen Tages fand Arden das sommerlich-leere Paris unerträglich. Der Zufall verschlug ihn auf die stille Insel, wo Gilda ihren Schmerz verbergen wollte. Etwas voreilig fragte er:

„Und wo ist Thomas?“

Gilda blieb ihm zwar die Antwort schuldig, aber nach einer Woche kam Thomas dann unvermutet. Bald war eine fast unmerkliche Spannung zwischen den Dreien. Nur Julian schien nichts zu merken. Er war immer vergnügt und schloß sich hauptsächlich an Pepper an, der in ihm vom ersten Augenblick an einen gleichgesinnten Kameraden gewittert hatte.

Thomas dachte: Also Arden. Nun, ihm konnte es gleich sein, wen Gilda heiratete. Es war nicht anzunehmen gewesen, daß sie lange allein blieb. Er konnte sich nicht enthalten, zu Julian zu sagen:

„Du bist ja ein Heimtücker.“

Er lachte dabei etwas gezwungen.

Arden gab dieses Lachen offen zurück. Er hatte beide Hände in den Taschen.

„Wenn ich dir sage, was du bist, haust du mir ein paar runter“, sagte er.

Thomas fand sich überflüssig, doch er blieb.

Ein bittendes Wort von Gilda hielt ihn.

Schon war es auf der Insel.

Wundervolle Morgen voll Licht und Frische. Auf den Sandbänken schrien die Möwen. Zierlich und flink huschten die Strandsläufer. Zarte blaue Schleier lagen über dem Meer. Thomas lief am Strand entlang. Im feuchten, lockern Sand ließen seine Schuhe tiefe Spuren, die sich sofort wieder mit Wasser füllten. Es war noch früh. Niemand begegnete Thomas. Er dachte daran, daß Gilda noch schlief. Und daß, wenn sie zum Frühstück herunterkäme, Julian sie zuerst begrüßen würde. Thomas fing plötzlich an, fürchterlich darauf loszurennen.

In der Glashalle des Hotels war lautes, buntes Leben. Es duftete nach Kaffee und Schokolade. Gilda saß allein. Sie trug einen roten Jumper mit einer roten und einer weißen Kamelie.

Julian war nirgends zu sehen.

„Ich freue mich —“, sagte Thomas, als er Gilda die Hand reichte. Und er stockte.

Ja, worüber freute er sich?

Thomas und Gilda lagen im Sand. Es war schön, mit Thomas zusammenzusein. Sie wollte nichts weiter

denken. Sie sah Julian abseits stehen und rief ihm ein paar Worte zu. Pepper stob wie wild herbei. Arden kam näher.

„Sie hat Verlangen nach ihm“, dachte Thomas, „ich störe sie.“

Er stand auf und klopfte sich den Sand von den Kleidern.

„Ich muß ein Stück laufen, man wird so träge.“

Mit weitausholenden Schritten entfernte er sich. Er ging dicht am Wasser entlang. Die Flut kam langsam näher.

Gilda sah Thomas nach, bis er weit fort am einsamen Strand entschwand.

Thomas lief landeinwärts. Vom Meer war nichts mehr zu sehen. Die Dünen türmten sich zu hohen Wellen. Still war es.

Manchmal nur flog eine Möwe kreischend vom Wattenmeer auf die Insel zu. Aber einem Buchweizenstüd taumelte ein brauner Schmetterling.

Thomas ging durch ein Fichtenwäldchen. Lautlos waren seine Schritte auf dem weichen, fast weißen Sand. Wundervoll würziger Duft war um ihn. Er blieb stehen. Dann warf er sich in den Sand.

Gilda und Julian — es schmerzte irgendwie, das zu denken.

Es wehte fürchterlich. Man konnte glauben, daß der Sturm nur auf einen günstigen Augenblick warte, um die ganze Insel zu paden und in die Höhe zu reißen. Die Möwen wirbelten wie Papierschnitzel durch die Luft. Das Meer rollte, schlug an das Land und zischte. Nicht böse, nur übermütig. Es wollte zeigen, daß es auch wild sein konnte.

Gilda saß in der Glashalle. Sie hoffte, daß Thomas kommen würde. Pepper, der es in bezug auf Beständigkeit nicht sehr genau nahm, hatte sich zu ihr gefunden und nahm am Frühstück teil. Draußen flatterten bunte Schals, sah man Baskenmützen über lachenden Gesichtern. Statt Thomas kam Julian. Er, der längst erkannt hatte, wie es um Gilda stand, hatte die offene Absicht, seinen Freund zu ärgern und ihn endlich zur Einsicht zu bringen. Viel Glück hatte er vorläufig nicht. Thomas schien Eifersucht nicht zu kennen. Er überließ Julian das Feld.

Gilda setzte die Milch für Pepper auf den Boden. Sie streichelte sein raues Haar. Ein großes Teil Liebe und Zärtlichkeit für Peppers Herrn lag in ihren Bewegungen.

Entzückend sah Gilda aus. Julian bewunderte sie restlos.

„Wenn ich ehrlich bin“, dachte Julian, „so möchte ich diese Frau für mich haben. Aber sie täte mir leid, denn ich taue nicht für die Ehe.“

Und dann — leuchtete nicht plötzlich Gildas schönes Gesicht hell auf, als Thomas Rouff auf der Wandelbahn näher kam?

„Achtung! Das Segel!“

Thomas und Julian duckten sich. Ein Spritzer stob über Deck. Es war nicht leicht, zwischen die Sandbänke hindurch zu steuern. Man mußte oft wenden.

Dann kam der Rutter in die Strömung. Hatte freie Fahrt.

Eine schwarze Wolke trübte das Wasser. Tausende und Abertausende kleine, noch nicht fingerlange Heringe stoben in wilder Flucht vor einem Raubfisch davon.

Das Netz wurde breit gemacht. Die Winde schnurrte ab.

Thomas trug das Hemd über der Brust offen. Sein blondes Haar wehte im Wind.

„Julian“, sagte er, „liebst du sie?“

Arden hielt beim Aufziehen einer Portweinflasche inne.

„Thomas!“

Das konnte alles bedeuten.

„Mir kannst du es doch sagen“, beharrte Rouff.

„Nein!“ schrie Julian. „Genügt dir das?“

(Fortsetzung folgt.)

Begegnung mit Mozart.

Von Paul A. Schmitz.

Ich liebe ziellose Schlendereien zwischen zwei Zügen in fremden Städten. Man sieht mehr, als in den vertrauten Wänden muffiger Wartesäle. Man begegnet fremden Menschen, man nimmt das Lachen eines Mädchens auf, dem man nie mehr begegnet im Leben. Man plaudert ein paar Worten mit alten Marktweibern oder mit Bettlern, denen



Mozart, nach einem zeitgenössischen Gemälde.

man verschämt eine kleine Gabe gereicht. Und man spürt und ahnt den Geist dieser fremden Strahlen mit aufgeschlossenen und lebendig witternden Sinnen. Und manchmal entdeckt man Kostbarkeiten, von denen kein Besucher meldet, und die man nie entdeckte, wollte man suchen danach. So schlenderte ich vor einigen Wochen ziellos durch Mannheimer Straßen. Ich kam aus den sonnigen Hügeln der Pfalz und wollte heimwärts zur Ebene des Mains. Was kann man in Mannheim schon finden, in dieser Stadt, deren Straßen nicht einmal Namen haben, sondern Nummern. Und doch ein Juwel ward entdeckt, um das kein Reiseführer weiß, und dessen Dasein die wenigsten Mannheimer ahnen.

Steht da in der Nähe der Börse ein altes Haus, dem man die Ehrwürdigkeit der Jahrhunderte ansieht mitten unter grohen modernen Bauten, und an seiner Fassade prangt eine Tafel mit verwachsenen Buchstaben:

Hier wohnte
beim Hofkammerrat Serretius
Wolfgang Amadäus Mozart
mit seiner Mutter
im Winter 1777/78.

Ein hochgewölbtes Einfahrtstor weist den Weg zu den Räumen, in denen vor 150 Jahren Mozart sein Heim aufgeschlagen, in jener Zeit, da die zierlichen Finger des jungen Künstlers allabendlich über die Tasten des Flügels huschten und Vereinerungsfürme aus der lauschenden Zuschauermenge lodte. Aber hinter diesem Einfahrtstor ist die Illusion zu Ende. Anstatt des Nototooids springt das Durcheinander alten Gerümpels ins Auge. Ein struppiger Roter klafft den Fremden an. Nur die alten ausgetretenen Steinfliesen zeugen von jener Zeit vor mehr denn einem Jahrhundert. — Über ausgetretene steile Steinfliesen klettert man in das Haus. Damals prunkhaft und elegant, scheint es jetzt arm und kümmerlich. Ein biederer Arbeiter mit seiner soliden Hausfrau sind die Herren des Hauses, und der Raum, der einst den jungen Mozart beherbergte, gähnt

verschlafen in der Leere seiner vier Wände, die durch zwei ausgediente Möbelsstücke nicht wärmer werden. Nur die weite Architektur des Raumes mit den drei Fenstern zaubert Erinnerungen an jene verfuntene Zeit des Nototo, von deren Seligkeiten uns Menschen im harten Lebenskampf nichts übrig blieb — als Erinnerung. Hier also wohnte vor 150 Jahren Mozart mit seiner Mutter, umschwärmt und vergöttert hielt er den Esprit und die Leichtigkeit jener Tage in Takt und Melodie seiner Sonaten fest. Während draußen langsam die Sonne sinkt, stehe ich im fahlen Raum und träume mit offenen Augen jener Zeit nach, die uns wie ein Märchen erscheint, ein Märchen, das wie all diese arten Gewebe leicht beschwingten Geistes erdrückt wurde von der Schwerfälligkeit der Menschen.

Drei Klavierfonaten, und vier Sonaten für Klavier und Bioline, ein Menuett und ein fröhliches Torso lebten hier unter der schaffenden und musizierenden Hand des jungen Meisters auf im Reiche der Töne.

Hier erlebte der Begnadete zum erstenmal die Süßigkeit und Seligkeit der Liebe. Die jüngste Tochter des Theatersouffleurs lieb ihn die Tage verklärt schauen. Und ihr schenkte er in beglückender Stunde sein erstes Liebeslied. Doch alles hat ein Ende. Im Frühling bereitete die Weiterreise und das Scheiden von dieser gastlichen Stadt dem Liebesidyll ein Ende. — Und mich trieb das unerbittliche Vorwärts der Zeit, die die Abfahrt des Zuges näher und näher heranrückte, aus diesem verschwiegenen Haus, um das kein Baedeker weiß und das noch unberührt liegt vor dem Museumswahn unserer Forscher. Wie lange noch? Aber es ist schon so. Ziellos muß man zwischen zwei Zügen in fremden Städten schlendern, und man entdeckt Kostbarkeiten. Sonst sind es meist nur Halbedelsteine des Erlebens, diesmal war es ein köstlich Juwel.

Schließlich sei noch zu unserem Thema erwähnt, daß der Dichter Friedr. v. Bodenstedt (1819—1892) am 16. Juni 1886 in Wiesbaden folgendes formisöhne Gedicht (das nur ganz wenig bekannt ist) verfaßte und den Manen Mozarts widmete:

An Mozart.

Als ich zum erstenmal, noch jung an Jahren,
Bernaht die Klänge deiner Früherflöte,
Sahen mir die Welt sich neu zu offenbaren,
Als sei des Lebenstages Morgenröte
Mir erst durch deinen Genius aufgegangen,
Nicht bloß von außen, auch im tiefsten Innern,
Wo deine Töne jubelnd widerklangen,
Als weckten sie ein seliges Erinnern
An alles Schöne, das ich je empfunden.
Nicht war der Geist, doch war das Wort gebunden.
Was ich nicht sagen konnte, hörst' ich singen.

Und als ich heimgekehrt von langen Jahren,
Im fernen Ost herangereist zum Manne,
Da hörst' ich „Figaro“ Süß offenbaren
Die Liebe mir die Gräfin und Susanne.
Und jetzt, in meines Lebens Abendröte,
Hör ich wie weiland noch begeistert immer
„Figaros Hochzeit“ und die „Zauberflöte“,
Und „Don Juan“ — trotz aller Frauensimmer,
Die er verführt. Schon schwand ein halb Jahrhundert,
Seit mich dein Genius begeistert.
Manch andern Meister hab ich auch bewundert,
Doch keiner hat mein Herz, wie du bemeistert!

Pünktlichkeit ist Vorprung.

Von Friedrich Arenhövel.

Obwohl New York mehr Telefonanschlüsse hat als London, Berlin, Paris und Madrid zusammen, stehen die Chancen Winny Lees sehr schlecht. Es sind immer rund 3000 junge Mädchen, die sich um jeden freien Telefonistinnenposten in den großen Städten der Vereinigten Staaten reifen. — Der vorstürmende Automat raubt ihnen die Arbeit.

Hunderte von Gesuchen hat Winny geschrieben, tausend Wege vergebens gemacht. Sie hat Gläser gespült, Zeller gewaschen, Zeitungen verkauft. Eine feste Stellung erreichte sie nicht, seitdem Charter Sons ihre Zentrale automatisierten. Niemand sieht es, daß ihre Augen immer größer werden. Vater und Mutter sind tot. Sie steht ganz allein mit ihren neunzehn Jahren und den acht Monaten täglich neuer Hoffnung und entnervender Enttäuschung. Wer Winny Lee damals gesehen hat, erkennt sie kaum wieder. So durchsichtig ist ihre Haut geworden, so allwissend ihre braunen, unerfahrenen Augen.

Nun hat sie ein Telegramm aus Chicago bekommen: Vorstellen zwölften Juli, pünktlich elf Uhr Morrison-Hotel.

Seit über drei Monaten ist es die einzige Antwort auf un-

gehörige Witten um Arbeit geüben. Mit dem Mut der Verzweiflung hat Winny Lee ihre letzten Gabelfestigkeiten verkauft. Die ersten, kostbaren Dollars nahm ihr der New York-Chicago-Express aus der zögernden Hand.

Winny begreift ihre Hoffnung nicht mehr. Breit und massig ragt der Riese Morrison mit seinen 24 hoch aufgetürmten Stockwerken vor ihr auf. Dieser prunkende Gigant mit seinen rot-weißen Sonnenplänen wartet nicht darauf, die kleine Stimme Winny Lees in seiner Kehlen zu haben: Hier bin ich! Hier Morrison-Hotel!

Würgende Mutlosigkeit, verzagter Spott über ihre vermessene Hoffnung treiben ihr den Senfter über die Lippen: „Hier ist Winny Lee — —!“

Müde schreitet sie quer durch den brandenden Verkehr auf das Hotel zu. Immer höher und breiter wächst es heran, immer unerreichbarer schwebet sein gastliches Dach gegen den Himmel.

In dem Strudel um den Bloß Morrison gibt es keine Rast, kein Besinnen, kein Aufpassen. Ein Polizist schilt mit ihr. Ein Hotelpage fordert sie auf: „Meine Dame, bitte höflichst weiterzugehen!“ — Seine Hand weist auf das großmächtige Portal. — Dort hinein fließen die Menschenströme. Winny treibt mit. Ihre Füße schreiten auf dicken Läufern. Ein Gewirr von Geräuschen dringt auf sie ein, das Atmen des Riesen Morrison, sein Stöhnen, sein Lachen und Grollen. Die Läufer münden in bunte Felber weiter und schwere Teppiche. —

Winny weiß nicht wohin. — Fontänen springen, Blütenpracht aller Breiten der Erde, Baumfarnen, Palmen, Orchideen schmücken Estraden und Winkel. — Wie eine Brandung rauschen die menschlichen Stimmen. Lautsprecher haben Mühe, sich vernnehmbar zu machen. — Wer soll hier Winny Lee bemerken? — Herr Samuel Fisher wird telefonisch aus London verlangt, Frau Nabel Valer wird in einen Salon gebeten. Herr Dransfield aus Detroit ist eingetroffen. Er bittet seine Freunde in das Konferenzzimmer 103.

Groß wie eine Bahnhofshalle ist die Lobby des Riesen Morrison. Die Uhren zeigen 10 Uhr 35. — Wo mögen die Büros sein? — Winny bleibt suchend stehen. — Menschen umhaften sie. Sie wird von ihnen gestreift und gestoßen, die ihr so fern sind wie auf anderen Welten. Tausende Worte umgarnen sie, frohes Geplauder von Reisen über Meere und Länder, von ernsten Geschäften und heiterem Sport. — Jeder Finger dieser vielen hundert Reichen könnte winken: „Sie wünschen Brot und Arbeit! — Hier ist sie!“

Wo sind die Büros? — Die Uhr ist 10 Uhr 40. — Ringsherum sind die Schalter für Auskünfte, Reisebüros, Gepäckbesorgung, Dolmetscher, Kassen, an denen Dollarhaufen gestapelt werden. Drüben liegen die Friseurkabinen, Löben aller Art. Ein ganzes Kaufhaus schließt sich an. — Wahrlich, das Mellamewort hat Recht: Wer im Morrison wohnt, bedarf der Welt nicht! — Wessen aber bedarf der Riese Morrison? — Etwas der kleinen Telefonistin Lee aus New York?

Am Schalter erhält sie Auskunft: „Die Büros sind im neunzehnten Stock.“

Winny geht zu den Fahrstühlen. Dreißig, vierzig Damen und Herren schieben sich hinein und Winny mit. Sie erschrickt, als der Fahrstuhl abwärts fährt. Ein Hotelführer steht auf dem Podest und verkündet: „Meine Damen und Herren, wir beginnen im vierten Stock unter der Erde!“

Man schiebt Winny hinaus. Ihr ist, als müßte das nun so sein. Es ist besser, die zwanzig Minuten Wartezeit hier zu verbringen, als mit schmerzhaft pochendem Herzen zwischen den Konkurrentinnen zu sitzen.

Hier unten herrscht der Oberflächennest. 70 Köche beiderlei Geschlechts und zehnerlei Rassen arbeiten an den 200 Herden der Kochsäle. In mulmenden, heißen Dämpfen tauchen weiße Gestalten auf und verschwinden in Fettnebeln. Grelles Bogenlicht gleißt auf blauen Wollenzügen. Gähnende Feuerlöcher werfen ihre Glut auf erhitzte Gesichter und verkniffene Augen. — Töpfe, Pfannen, Kasserolen drängen sich um die Flammenschilde. Elektrische Heizplatten, brausende Gasflammen, knisternde Holzkohlenglut haben Spezialgerichte zu rösten, zu braten, zu schmoren, Lederbissen aus den Küchen aller Kontinente, Speisen, denen Kohlenbrand nicht tangt. — Ein Schwall gerufener Speisebefehle entströmt den Lautsprechern, wird in Laufzettel zerlegt, den Butträgern gereicht, den Köchen übergeben.

Mit niedrigen Augen sieht Winny Lee, mit schmerzenden Ohren vernimmt sie das Losen dieser gewaltigen Kochmaschine. — Feuerfäden tragen, Topfbedel klappern, Dämpfe fieden, gähnen und pfeifen. — 20 Speiseaufzüge steigen hinauf und finden wieder hinab. Signallichter erglimmen und verlöschen. — Braten, Fische, Gemüse, Kompotte rollen auf Laufbändern neben Winny dahin. — Sie hat ein trodenes Brötchen geknabbert. Sie möchte in irgend einem versteckten Winkel hocken, eine Suppe löffeln, ein Stückchen Fleisch essen, eine von den flinken Butträgern sein. — Jene dort mit dem Tablett voll löstlich duftender Pasteten. — — Winny taumelt, als sie die Küchen verläßt

Einen Stock höher kreisen Teller und Schüsseln auf vertikalen Karussellen, werden durch stählerne Hände vom Stapel genommen, durch quirlende Seifenlaugen getaucht, gebürstet und automatisch gereicht. Sie fahren seitwärts, werden von Metallklauen ergriffen und gewendet, durch rauschende Spülwasser geschwenkt, gedämpft, gefäkt. — — Da geht es den Gläsern so, dort den Legionen an Messen und Gabeln. Sie und da stehen Menschen, die die Maschinen dienen. Das Geschirr klappert in ihren helfenden Händen. Transportklarren füllen sich und fahren sährlos ihren exakten Weg.

Diese Arbeit kennt Winny. Sie hat sich die Hand an einem Tellerherben zerschnitten. — Die Herren und Damen sind aufgeregt, und sie staunen, daß es Menschen gibt, die ihr tägliches Brot so leinlich verdienen. — Der Riese Morrison blidt Winny Lee starr und ernst in die Augen.

„Ladies und Gentlemen, hier hat der Besitzer des Hotels Morrison seine Laufbahn begonnen!“

Ein alter Holzbock ist da, der wie ein Denkmal umgittert ist. Solche Schidale sind der Stolz der Nation.

Winny vernimmt es mit hoffenden Augen, daß der Riese Morrison einmal ein ganz kleiner, centbilliger Mann war. Sein Wahspruch steht auf dem Bock, das Leitwort des ganzen Hotels: Pünktlichkeit ist Vorsprung!

Sie erschrickt. Die Uhr ist fünf Minuten vor 11. Sie läuft zu den Fahrstühlen. Dieser hier hält nur alle zehn Stockwerke, jener jeden fünften, der dort bummelt von Etage zu Etage. — Pünktlichkeit ist Vorsprung! — Da war ein ungewöhnliches Wort, ein eigentlich überflüssiges Wort in dem Telegramm: Vorfällen zwölften Juli pünktlich 11 Uhr — — Sie steigt in den Schnellfahrstuhl. Mit ihm will sie zehn Stockwerke, mit dem nächsten fünf und dann mit dem dritten die letzten vier Stöcke fahren. — Sie bebt über ihre Unachtsamkeit. Fast wäre sie nicht pünktlich gewesen, und ob es jetzt gelingt, ist die Frage. — Schon hält der Fahrstuhl im zehnten Stock, als ihr einfällt, daß es schneller geht, wenn sie bis zum zwanzigsten durchfährt, um von dort wieder einen Stock hinabzugleiten. Das ist nur ein Umstieg, und es sind vier verzögernde Haltestellen weniger.

Zwei Minuten vor 11 Uhr betritt Winny das Anmeldezimmer des Chefs.

Der Diener weist sie ab: „Herr Morrison ist beschäftigt.“

Winny seht sich. Sie hat den Rhythmus des Riesen im Blut: Pünktlichkeit ist Vorsprung! — Als die Uhr eine Minute vor 11 ist, fordert sie wieder:

„Bitte melden Sie mich jetzt.“

„Herr Morrison empfängt nicht.“

Aber Herr Morrison hat pünktlich 11 Uhr befohlen. — Der Diener sitzt neben der Tür des Chefs. Er wird den Eintritt gewaltig verhindern.

Pünktlichkeit ist Vorsprung! — Wie ein Rausch durchpust dieses Wort Winny's Blut.

Plötzlich hat sie den Einfall, der sie beängstigt und den sie doch sofort ausführt: sie öffnet ihre Handtasche, ist absichtlich ungehickt und läßt den Inhalt zu Boden fallen.

Der Diener springt hinzu und sammelt.

„O, tausend Dank“, sagt Winny, läuft an ihm vorbei und klopft an die Tür des allmächtigen Herrn Morrison.

„Was ist los?“ brüllt es drinnen.

Winny öffnet die Tür und schiebt vor dem Diener hinein.

„Was wollen Sie hier?“ schreit Morrison sie an.

Um Gottes Willen! — Er ist ein schrecklich großer, breiter alter Mann.

Winny Lee bringt mühsam heraus: „Winny Lee, Telefonistin. — Sie wünschen mich pünktlich um 11 Uhr zu sehen.“

„Sie haben sich im Personalbüro zu melden!“

Er weist auf die Tür und schilt drohnend mit dem Diener.

Zwei Minuten nach 11 Uhr betritt Winny das Wartezimmer des Personalbüros. Sie ist zu spät gekommen. Zwanzig junge Mädchen warten schon. Winny's Chancen stehen schlecht. Sie bekommt die Vorstanznummer 21. — Ein Grauen über ihren tollkühnen Auftritt bei dem alten Morrison überfällt sie. Ihr ist, als wäre sie von Sinnen gewesen.

Da öffnet sich die Tür. Der Diener tritt ein und sucht sie.

„Das hätten Sie wenigstens mitnehmen können“, murrte er und reicht ihr ihren Spiegel, einen Bleistift, ein paar Cents.

Jetzt wird er mich hinauswerfen, denkt Winny Lee, und wirklich fordert er sie auf: „Kommen Sie mit.“

Aber der Diener klopft am Zimmer des Personalchefs, läßt ihr den Vortritt und sagt die unsagbaren Worte: „Herr Morrison wird Sie wegen dieser Dame antusen, Herr Winkler.“

Winny Lee hostt bange auf dem Stuhlrand, während Herr Morrison wohlwollend seinem Herrn Winkler ins Ohr poltert:

„Ist diese kleine blasse Telefonistin bei Ihnen? — Ja? — Hören Sie, die nehmen wir. — Sie hat meinem Diener einen hübschen Streich gespielt, um pünktlich zu sein. — Hab auch mal so angefangen, Winkler. Pünktlichkeit ist Vorsprung. Das Wort soll wahr bleiben. — Danke, Winkler.“